

Vortrag von em. Prof. Dr. Annelore-Engel-Braunschmidt

am Nordost-Institut in Lüneburg, 13. Oktober 2026

Ich werde – politisch nicht korrekt – bei personenbezogenen Substantiven die grammatikalische männliche Form verwenden, also „der Autor, der Leser“, Damit will ich keine Geschlechteridentität diskriminieren, sondern schließe Personen jedweden Geschlechts gleichermaßen ein.

Mein Beitrag zu den 85 Jahren unseres heutigen Betrachtungszeitraums gilt der *Literatur*, die natürlich im Zusammenhang steht mit den politischen Veränderungen bei den Russland- bzw. Sowjetdeutschen, von denen Sie schon in anderen Vorträgen gehört Ich habe in drei Abschnitte gegliedert:

Aufstieg, Niedergang, Wiederbelebung.

Aufstieg. Als die russlanddeutsche Literatur aufbrach, mit den rasanten Entwicklungen in der „Autonomen sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“ Schritt zu halten, konnte sie nicht auf eine lange Geschichte und große Werke zurückblicken. Vom Schreiben allein ließ sich auch damals nicht gut leben, und so war, wer etwas schrieb, im 19. Jh. meist Pastor oder Lehrer und schrieb nebenbei. Doch auch das konnte sich sehen lassen. – Auch im 20. Jh. finden sich Lehrer unter den Literaten; die Entwicklung des Journalismus war ebenfalls eine Erwerbsquelle.

Das wichtigste Buch war allezeit die Bibel, auch dann, wenn sich verdächtig machte, wer eine besaß. Mit den handschriftlich eingetragenen familiären Ereignissen – Geburt und Tod, Taufe, Konfirmation, Trauung – war sie auch die Familienchronik. Neben der Bibel gab es christliche Kalender, Volksliteratur – besonders beliebt als Schwank –, Volks- und Kirchenlieder, die ja auch einen Schatz darstellen. – In den Wolgakolonien verbreitet und bis in unsere Gegenwart auch mündlich tradiert war eine Erzählung, die den Raubüberfall nomadisierender Steppenbewohner, im Text *Kirgisen* genannt, auf eine Kolonie im Gebiet Saratow thematisiert: „**Schön Ammie von Pfannenstiel (später Marienthal) und der Kergisenmichel**“. – Darin richten die ‚Kirgisen‘ ein Blutbad an, verschleppen den Michel, den Sohn eines Kolonisten, und trennen ihn von seiner Braut. Nach 12 Jahren kann der / **in seiner Liebe fest** und **seinem Glauben treu** gebliebene Michel aus der Sklaverei zurückkehren und mit seiner Ammie Hochzeit feiern. Den Avancen der

andersgläubigen Häuptlingstochter hatte er widerstanden; am Ende verhilft sie ihm sogar zur Flucht. – Der Text, verfasst von einem Pastor namens Friedrich Dsirne, veröffentlicht 1861, beschreibt ein Ereignis aus der Frühphase der Ansiedlung, als vergleichbare Raubüberfälle keine Seltenheit waren. Erneut abgedruckt erschien die Erzählung um 1890. – Zu seiner Bewahrung im russlanddeutschen Gedächtnis trug bei, dass die Begebenheit 1914 – aus Anlass des geplanten *150jährigen Jubiläums der ersten deutschen Ansiedlung an der Wolga* – zu einem Schauspiel verarbeitet worden war. „*Fest und treu*“ – so der Titel des Schauspiels – war im dramaturgischen Aufbau zwar schwach und in den Repliken ungeschickt; aber auf einer Bühne und in der Gemeinschaft eines Publikums entwickelt das gesprochene Wort eine besondere Kraft. – Hundert Jahre später – 1988/1989 – erscheint die Erzählung *kommentarlos* in der sowjetdeutschen Zentralzeitung *Neues Leben*: Vergleiche mit dem eigenen Schicksal konnten die Leser schließlich selber ziehen. – Wegen der staatlich verordneten Völkerfreundschaft musste der Text zuvor um ethnische Konflikte ‚bereinigt‘ werden, was zur Folge hatte, dass die *Kirgisen* zu *Barbaren* mutierten.

Hätten die (realen) Marienthaler 1776 so gehandelt wie Jahrzehnte später, 1841, die (erfundenen) Neuruslaner, wären sie unbeschadet davongekommen. Die Neuruslaner – so wird an anderer Stelle erzählt – hätten sich nämlich in der Kirche verschanzt und mit frommen Liedern gegen ihre Angst angesungen. Statt die Kolonisten *anzugreifen*, hätten sich die mit ihren Spießen anrückenden Kirgisen *ergriffen* gefühlt, allerdings nicht von Waffengewalt, sondern *ergriffen* „Von der Macht der schönen Lieder./ Höflich gingen alle wieder / Sachtig naus und machten zu / Leise hinter sich die Türen,/ ließen Neruslan in Ruh.“ – Historie und Fiktion sind auch hier eine glückliche Verbindung eingegangen.

Am schönsten, so wird erzählt, habe der vielseitige Küster **Deis** gesungen, Lehrer, Organist und Kantor in einem und liebevoll *Deischen* genannt, was denn auch gleich zu einem weiteren Werk führt, das zum festen Kanon der Russlanddeutschen Literatur zählt, nämlich zum *Lied vom Küster Deis*, einem Poem, verfasst von Pastor David Kufeld aus Anlass des schon erwähnten 150jährigen Jubiläums. – Das geplante Jubiläum hatte generell zum Aufschreiben und Weitergeben angeregt, kam aber wegen des Ersten Weltkriegs weder 1914 noch später zustande.

Mit der beschaulichen Welt des Küsters *Deis* räumten Krieg, Revolution und Bürgerkrieg radikal auf. Zwar findet sich in einem Kapitel des Poems einige Kritik an der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, aber der letzten entgegen steht die schlichte Bibelfrömmigkeit der Küstersfamilie. Der Ton ändert sich in den 30er Jahren, als schärfste Kritik an der Geistlichkeit *gesellschaftspolitischer Auftrag* ist und als **militanter Atheismus** in Erscheinung tritt. Im **Wort** äußert er sich als Spott und Hohn, in

der **Tat** als Zerstörung der Kirchen und – in letzter Konsequenz – Liquidierung der Geistlichen. Die sowjetische Literaturpolitik verlangte Agitation, und sie bekam sie. Auch sowjetdeutsche Literaten verstanden es, bibeltreue Christen dem Spott auszusetzen. Weder die Schöpfungsgeschichte noch Abraham war vor ihnen sicher, ihrer Verhöhnung entgingen weder der Patriarch Noah noch der Prophet Jona, Jakobs Sohn Joseph oder Jesus . – Bemerkenswert ist daran, dass die Atheisten eine ebenso gute Bibelkenntnis offenbaren wie die Gläubigen. Aber sie bejahen die marxistische **Ideologie** und üben sich in aggressiver Kunst, gehen geschickt um. mit neuen Gedanken und vulgären Ausdrücken, mit Reim und Metrum und wagen sich sogar manchmal an freie Rhythmen. – Eine „**Königsballade**“ nimmt sich David und Bathseba vor und zieht die alttestamentliche Geschichte von Ehebruch und Mord, Reue und Vergebung in den Schmutz:

Hoch über Jerusalems Zinnen / ragt Davids Königsschloss./Dort frö[h]nen
in geiler Minne / Jehovas Gesalbter und Tross./

Das Land stöhnt in endlosen Kriegen; Blut trieft von des Herrschers
Hand. / Nicht Gegner sind zu besiegen.: / Kein Feind bedroht das Land./

Er krieget um Weiber, um Schätze, / den Harem und Tempel zu bau'n; er
giert nach Leibern von Metzen

[...]

Einst schlendert nach wüstem Gelage / Der Fromme maulaffend einher,/
erblickt ein Weib beim Bade[n]: – Hu! wiehert er, – her mit ihr! her!

Verfasst hatte die Verse Georg Luft, pseudonym G. Flut. Er stammte aus der Familie eines Nachtwächters auf der Krim, hatte ein Dutzend Geschwister und konnte nur im Winter zur Schule gehen; im Sommer arbeitete er als Knecht. Trotzdem brachte er es zum Lehrer und wurde schließlich in Moskau Redakteur beim *Zentralverlag der Völker der UdSSR*. – Es ist eine Karriere, wie sie auch andere Literaten der 20er Jahre durchliefen.

Georg Luft, dem Verfasser von „Gottlosen Streifzügen durch die Bibel“ (Char'kov 1930), stand sein Zögling Franz Bach nicht nach, ein wegen Gotteslästerung aus dem Priesterseminar entlassener Student, der sich auf die Seite der *Kämpfenden Gottlosen*, geschlagen hatte, einer atheistischen Organisation, die bis 1947 bestand. Bach war gleich Luft in die KPdSU eingetreten, hatte sich in Politpropaganda hervorgetan und fleißig in den

Zeitungen und Zeitschriften der 30er Jahre veröffentlicht. Er war einer der vier Schriftsteller der wolgadeutschen Delegation, die 1934 beim **Ersten Unionskongress der Sowjetschriftsteller** in Moskau auftraten, nachdem er im Frühjahr desselben Jahres, ebenfalls in Moskau, an der **Ersten Unionskonferenz sowjetdeutscher Schriftsteller** teilgenommen hatte. Dass bei diesen Konferenzen reichsdeutsche Emigranten anwesend waren, erhöhte die Bedeutung der Veranstaltungen. – 1936 wurde Bach wegen antisowjetischer Tätigkeit verhaftet und zum Bergbau nach Sibirien verbannt. Er starb 1942 im Gebiet **Kemerovo**, einem dichtbesiedelten Teil des ausgedehnten sowjetischen Lagersystems. – Georg Luft war bereits 1937 tot; Genaueres weiß man bis heute nicht. Für Verhaftungen genügte der Vorwurf: antisowjetische Propaganda oder deutscher Nationalismus.

Im Widerspruch zur Friedfertigkeit der Mennoniten steht **David Schellenberg**, gebürtig aus dem mennonitischen Halbstadt. Sein Gedicht *Liebknechts Faust* predigt das Erziehungsziel der KJI, der *Kommunistischen Jugend-Internationale*:

Genossen!/ Genossen! /Stellt glühendes Hassen / und wogenden Zorn / in
Reih und Glied. / Sie sollen / marschieren, / marschieren auf Straßen / in
Kampfrevolution / der KJI. (92)

Eingedenk des 1919 ermordeten Sozialisten und Arbeiterführers Karl Liebkecht sind hier Zweck und Ziel des Kampfes, „die Wucht des proletarischen Vormarsches zu wahren“ und die Produktionsmittel zu übernehmen. Die Menschen müssen für sich selbst arbeiten, wie auch die folgenden Zeilen von **Gerhard Sawatzky** zeigen, einem Freund Schellenbergs, auf den ich später zurückkommen werde.

Schaffensmutig, ernst und kühn, voll Kraft und Hass, die beide – lang
geschürt, steht am Fuß der neuen Zeit das Arbeitsvolk. Zum fremden Wohl hat
ewiglang / den Hammer und die Sichel es geführt.

In der neuen Zeit wird die Arbeit am Amboss und auf dem Feld für die eigene Wirtschaft geleistet, Muskelkraft wird durch mechanische Geräte ersetzt, an die Stelle des alten Holzpflugs tritt der Stahlpflug:

Groß ist der Acker – umspannt die Erde.
Stählerner Pflug zieht Furchen durchs Land.
Dass froh und satt die Hungernden werden,
gibt Kraft und Richtung ihm Riesenhand.

Die verheerenden Hungersnöte der 20er und 30er Jahre zwangen zum Umdenken. Stahl in die Adern und ...Lächeln ins Gesicht! Stahl, durch mein Ich – durchstrahle alle Adern“.

Das ist die Zukunft, für die Hans Hansmann die Industrialisierung verbal vorantreibt. – Als eines von neun Kindern war Hansmann mit 17 Dorfschullehrer geworden; gestorben ist er 1944 an Herzschwäche. Für die Komsomolzenzeitung, die Bauernzeitung, die Deutsche Zentralzeitung schrieb er kämpferische Gedichte. Er sei bescheiden gewesen, habe aber bei seinen öffentlichen Auftritten die Leute mitzureißen gewusst, indem er seine Stimme allmählich gesteigert und im geeigneten Augenblick den rechten Arm vorgestoßen habe „als wollte er jedes Wort wie eine Wurfkugel in den Saal, in die Menschenmassen schleudern.“ (26)

Meine Zitate habe ich der „**Sammlung sowjetdeutscher Dichtung**“ entnommen, einem Buch, das 1931 in Char'kiv und Kijiv im *Staatsverlag Literatur und Kunst* erschien, herausgegeben von **David Schellenberg**, der selbst darin mit 40 Seiten seines Romans *Lechzendes Land* vertreten ist, Teil I einer Trilogie. In seinem Vorwort stellt **Schellenberg** den Leitsatz des **neuen** Literaturverständnisses vor: **Literatur ist** – „eine Waffe im Klassenkampf“, „ein Werkzeug der leninschen Kulturrevolution“. Diese *neue* Literatur müsse *Schärfe* haben und solle sich künstlerischer Mittel bedienen. Auch solle sie soziale Themen aufgreifen: etwa die Existenznot verwahrloster Kinder oder die

Befindlichkeit von Außenseitern (Zigeunern, Juden). – Die Bewegung des **Proletkult**, der Proletarischen Kultur, ging ihrem Ende entgegen. Sie hatte eine aktive Teilnahme der Arbeiter und Bauern an den Künsten vorgesehen, dabei aber außer acht gelassen, dass ohne Schulung auf diesem Gebiet nichts zu erwarten war. 1934 wurde Proletkult von der Doktrin des **Sozialistischen Realismus** abgelöst.

Der besondere Stellenwert der *Sammlung* besteht darin, dass sie – neben einigen Übersetzungen aus dem Russischen, z.B. Makjakovskij – zeitgenössische **originale russlanddeutsche Texte** in Vers und Prosa enthält.

NIEDERGANG

Was die erwähnte *Sammlung* 1932 nicht durchblicken lässt, sind die Richtungskämpfe, die ideologischen Auseinandersetzungen in den jeweiligen Schriftstellervereinigungen und in den Redaktionsstuben ihrer Publikationsorgane: Das Auswechseln von Redakteuren legt davon Zeugnis ab. In Char'kov, damals Hauptstadt der Ukraine, scharten sich die Literaten um den *Sturmschritt*, das Organ der deutschen Sektion des „Pflug“, des Allukrainischen Verbands proletarischer Bauernschriftsteller. Bis zu ihrer Einstellung 1935 brachte diese monatlich erscheinende Zeitschrift Beiträge zur Kulturpolitik und Literatur. – Nach ihrer Einstellung ging die Führungsrolle an die wolgadeutschen Literaten über, die sich um den „Kämpfer“ in Engels zusammenfanden, bis auch dieser 1938 aufgab.

Noch ehe Stalins Massenterrot 1937/38 ihren Höhepunkt erreicht, werden russlanddeutsche Schriftsteller schon **Anfang der 30er Jahre** mundtot gemacht oder verschwinden einer nach dem anderen im GuLag, Vierzig Jahre später liest man darüber in Erinnerungen: „Erst nach dem Krieg erfuhr ich, dass ihn das Schicksal nach Magadan verschlagen hatte. Die dichten Nadelwälder,

wo er hinkam, waren so heilwirkend für ihn, dass er nach einigen Jahren seine Lungenkrankheit überwunden hatte“. (45) – Nun ist die Taiga im Nordosten Sibiriens für Lungenheilstätten nicht bekannt; die ‚dichten Nadelwälder‘ verbergen, dass David Schellenberg, um den es hier geht, zum Goldschürfen im Bergwerk, das heißt zu Zwangsarbeit, verurteilt war. – ‚Schicksalhaft‘ „geriet“ ein von der Krim stammender Publizist „während der Kriegszeit ins tiefe Hinterland“, jedoch nicht zum Kämpfen, wie er gedacht hatte (Friedebert Fondis, geb. 1902). „Damit brach sein literarisches Schaffen ruckartig ab. Die Spuren seines Lebens ließen sich nur bis 1943 verfolgen“, heißt es lapidar. – Einen politischen Emigranten aus Hannover, der mit 18 (1923) über Odessa in die Sowjetunion gekommen war, rettete es nicht, dass er Russisch gelernt und die sowjetische Staatsbürgerschaft erworben hatte; sein literarisches Schaffen sah sich abgewürgt: „Gerade ... da sich sein Talent so recht zu entfalten begann, versetzte ihn das Schicksal nach dem Fernen Osten.“ ((Richard Knorre, 68). – Es ist jedes Mal ‚das Schicksal‘, das zuschlägt, das nicht verkörpert und nicht bei Namen genannt werden darf. Trotzdem verstehen die Leser diese Tarnsprache, verstehen, was gemeint ist.

Ehe das Aus für die Wolgadeutsche Republik erfolgte, waren nauch die letzten Stimmen der Dichter zum Schweigen gebracht. Nach 1941 kamen noch ein paar Schulbücher heraus und dann an selbständigen Publikationen eines Autors nichts mehr. Das Aus galt auch dem Gebrauch der deutschen Sprache im öffentlichen Raum. – Man fragt sich, was aus der vitalen Gründungsphase der sowjetdeutschen Literatur nach dem Krieg der Weitergabe wert sein mochte, welche literarischen Erfahrungen weitergegeben werden sollten. Die Aufbruchsstimmung und der Elan jener Zeit, die Appelle an den technischen Fortschritt, der Mut und die Kraft, sich neuen Themen und Formen zu stellen, lassen sich ja nicht von den **Inhalten** trennen. „Kampf“ mit allen Registern? Aber wofür? – Wer waren sie überhaupt, die Literaten der Vorkriegszeit, und wie ließ sich in Erfahrung bringen, **was** und **wie sie geschrieben hatten?**

Wiederbelebung

Die Normalisierung der Verhältnisse nach Stalins Tod zeichnete sich im Schrifttum der Russlanddeutschen zunächst im Bereich der Presse ab: „Arbeit“ war die erste deutsche Zeitung nach dem Krieg, ein Lokalblatt, das 1955 im westsibirischen Barnaul herauskam. Natürlich hatte es seine Leser, etwas anderes gab es auf Deutsch ja nicht. Auch zog das Blatt Autoren an, die wiederum untereinander Kontakt aufnahmen. – Zwei Jahre später folgen in Slavgorod das Wochenblatt *Rote Fahne* und 1966 in Zelinograd (heute Astana) die „Freundschaft“, 1991 umbenannt in *Deutsche Allgemeine Zeitung*, eine Wochenzeitung, die ihre Redaktion nach Alma-Ata verlegte und dort bis heute existiert. Wegen der unterschiedlichen, noch lebendigen Dialekte, hatte man sich auf ein möglichst einfaches, von Fremdwörtern freies Hochdeutsch geeinigt. – Am 1. Mai 1957 zog Moskau nach und gründete die überregionale Wochenzeitung *Neues Leben*, die fünf Jahre später 16-seitig wurde und für die Literatur eine Doppelseite bereithielt.

Wenn es nicht möglich war, Geschichte zu schreiben, so konnte man sich wenigstens um Literatur kümmern. Aber wie sollte das gehen, wenn man über das eine nicht darf und für das andere außer Übung ist? „Die Zeit des Schweigens“ umfasste ja nicht nur das Verbot des alltäglichen Redens in der Öffentlichkeit, sondern betraf vor allem schicksalhafte *Wörter*, inhaltsschwere und emotional konnotierte Wörter wie Enteignung, Entkulakisierung, Hunger, Verhaftung, Verbannung, Lager, Zwangsarbeit, Kommandanturaufsicht, Entfernungsverbot, Erniedrigung und Entrechtung und immer wieder Diskriminierung als Deutsche – das waren beileibe keine neutralen *Vokabeln*.

„Memoiristik springt ein, wo Geschichte versagt“ weiß die Erinnerungskultur.

Hierk kommt nun **Ernst Kontschak** ins Spiel, 1903 in Wolhynien geboren und nach einem Germanistikstudium Lehrer im Gebiet des heutigen Dnipro, Er war selbst Schriftsteller und Mitglied der deutschen Sektion des „Pflug“, des Allukrainischen Verbands proletarischer Kollektivistenschriftsteller. Zunächst, **1968**, hatte Kontschak in der *Freundschaft* autobiografische Aufzeichnungen veröffentlicht, seine Erinnerungen an die PFLUG-Autoren. Die „**Erinnerungen und Begegnungen**“ kamen danach überarbeitet und in Buchform in Alma-Ata heraus (Bild) – mehr Heft als ‚Buch‘ und kaum größer als ein Reclamheft, aber es ist die erste Bestandsaufnahme der ‚modernen‘ Vorkriegsliteratur und ein bedeutender Schritt zur Überbrückung der Lücke. – „Von 1937 bis 1958 arbeitete Ernst Kontschak in Norilsk“, wissen wir von ihm. Im Klartext: im Norilsker Gulag, nördlich des Polarkreises. Er überlebte und kam zurück; gestorben ist er 1979. Wer aus dem Lager zurückkommt, mochte wohl gefragt werden „*Wieso lebst du noch?*“ Es ist der Titel des Zeitzeugenberichts von Georg Hildebrandt „Ein Deutscher im Gulag“, Stuttgart **1990** – sachliche Schilderungen extremer Situationen in dem für seine eisige Kälte und seine Schindereien berüchtigten Lagergebiet an der Kolyma.

„Als nach dem Krieg zuerst die ‚Arbeit‘ in Barnaul und bald darauf das ‚Neue Leben‘ in Moskau erschien,“ schreibt Kontschak, „griffen wir älteren Leser mit bebenden Händen nach jeder Nummer und suchten Namen. Der erste Blick galt den Unterschriften. Dann lasen wir von der ersten bis zur letzten Spalte jeden Artikel in der Hoffnung, in den Zeilen auf bekannte Namen zu stoßen.“ – Tatsächlich tauchten den ‚älteren Lesern‘ bekannte Namen auf, und es entwickelten sich Briefwechsel, aber dabei wollte Kontschak es nicht bewenden lassen: „Ich scheute die beinahe dreitausend Kilometer lange Strecke nicht“, berichtet er, „und besuchte Dominik Hollmann in Krasnojarsk.“ [...] Die beiden Männer erkennen sich sofort.“ Wir drückten uns die Hände. – Wir berichteten einander von den Lebenden [...] Doch die Verschollenen blieben

verschollen. Niemand wusste, ob von den einstmaligen Dichtern noch jemand lebte oder ob der Krieg sie dahingerafft hatte.“ (6) Ab und zu meldet sich jemand, der etwas über einen Verschollenen gehört hatte, aber zurück bleiben Wehmut und Trauer. „Bin ich denn von allen meinen Jugendfreunden der einzige Überlebende?“ (7) „Unser literarischer Chor klänge heute um vieles schöner und vollständiger, weilten diese hochbegabten Dichter noch in unserer Mitte.“

Beispiele für Vers und Prosa, an denen die Jüngeren hätten lernen können, führt Kontschak nicht an. Er hatte selbst erfahren, welchen Einfluss begabte Zeitgenossen ausübten, darunter auch die politischen Emigranten, die sich kürzer oder länger in der Sowjetunion aufhielten und mitbeteiligt waren am Entstehen der sowjetdeutschen Literatur. Kontschaks Biographien, bereichert um Porträtfotos der 12 vorgestellten Schriftsteller, sind mit ihrer Verbindung von Erinnerung und Recherche der Anfang einer sowjetdeutschen/russlanddeutschen Literaturgeschichte. Kontschak nimmt dabei Bezug auf einen Beschluss von 1931,

Wenn es nicht möglich war, Geschichte zu schreiben, so konnte man sich wenigstens um Literatur kümmern. Aber wie sollte das gehen, wenn man über das eine nicht darf und für das andere außer Übung ist? „Die Zeit des Schweigens“ umfasste ja nicht nur das Verbot des alltäglichen Redens in der Öffentlichkeit, sondern betraf vor allem schicksalhafte *Wörter*, inhaltsschwere und emotional konnotierte Wörter wie Enteignung, Entkulakisierung, Hunger, Verhaftung, Verbannung, Lager, Zwangsarbeit, Kommandanturaufsicht, Entfernungsverbot, Erniedrigung und Entrechtung und immer wieder Diskriminierung als Deutsche – das waren beileibe keine neutralen *Vokabeln*.

„Memoiristik springt ein, wo Geschichte versagt“ weiß die Erinnerungskultur.

Hier kommt nun **Ernst Kontschak** ins Spiel, 1903 in Wolhynien geboren und nach einem Germanistikstudium Lehrer im Gebiet des heutigen Dnipro, Er war selbst Schriftsteller und Mitglied der deutschen Sektion des

„Pflug“, des Allukrainischen Verbands proletarischer Kollektivistenschriftsteller. Zunächst, **1968**, hatte Kontschak in der *Freundschaft* autobiografische Aufzeichnungen veröffentlicht, seine Erinnerungen an die PFLUG-Autoren. Die „**Erinnerungen und Begegnungen**“ kamen danach überarbeitet und in Buchform in Alma-Ata heraus (Bild) – mehr Heft als ‚Buch‘ und kaum größer als ein Reclamheft, aber es ist die erste Bestandsaufnahme der ‚modernen‘ Vorkriegsliteratur und ein bedeutender Schritt zur Überbrückung der Lücke. – „Von 1937 bis 1958 arbeitete Ernst Kontschak in Norilsk“, wissen wir von ihm. Im Klartext: im Norilsker Gulag, nördlich des Polarkreises. Er überlebte und kam zurück; gestorben ist er 1979. Wer aus dem Lager zurückkommt, mochte wohl gefragt werden „*Wieso lebst du noch?*“ Es ist der Titel des Zeitzeugenberichts von Georg Hildebrandt „Ein Deutscher im Gulag“, Stuttgart **1990** – sachliche Schilderungen extremer Situationen in dem für seine eisige Kälte und seine Schindereien berüchtigten Lagergebiet an der Kolyma.

„Als nach dem Krieg zuerst die ‚Arbeit‘ in Barnaul und bald darauf das ‚Neue Leben‘ in Moskau erschien,“ schreibt Kontschak, „griffen wir älteren Leser mit bebenden Händen nach jeder Nummer und suchten Namen. Der erste Blick galt den Unterschriften. Dann lasen wir von der ersten bis zur letzten Spalte jeden Artikel in der Hoffnung, in den Zeilen auf bekannte Namen zu stoßen.“ – Tatsächlich tauchten den ‚älteren Lesern‘ bekannte Namen auf, und es entwickelten sich Briefwechsel, aber dabei wollte Kontschak es nicht bewenden lassen: „Ich scheute die beinahe dreitausend Kilometer lange Strecke nicht“, berichtet er, „und besuchte Dominik Hollmann in Krasnojarsk.“ [...] Die beiden Männer erkennen sich sofort.“ Wir drückten uns die Hände. – Wir berichteten einander von den Lebenden [...] Doch die Verschollenen blieben verschollen. Niemand wusste, ob von den einstmaligen Dichtern noch jemand lebte oder ob der Krieg sie dahingerafft hatte.“ (6) Ab und zu meldet sich jemand, der etwas über einen Verschollenen gehört hatte, aber zurück bleiben

Wehmut und Trauer. „Bin ich denn von allen meinen Jugendfreunden der einzige Überlebende?“ (7) „Unser literarischer Chor klänge heute um vieles schöner und vollständiger, weilten diese hochbegabten Dichter noch in unserer Mitte.“

Beispiele für Vers und Prosa, an denen die Jüngeren hätten lernen können, führt Kontschak nicht an. Er hatte selbst erfahren, welchen Einfluss begabte Zeitgenossen ausübten, darunter auch die politischen Emigranten, die sich kürzer oder länger in der Sowjetunion aufhielten und mitbeteiligt waren am Entstehen der sowjetdeutschen Literatur. Kontschaks Biographien, bereichert um Porträtfotos der 12 vorgestellten Schriftsteller, sind mit ihrer Verbindung von Erinnerung und Recherche der Anfang einer sowjetdeutschen/russlanddeutschen Literaturgeschichte. Kontschak nimmt dabei Bezug auf einen Beschluss von 1931, den „Pflug“-Mitglieder auf einer Schriftsteller-Sitzung in Char'kov gefasst und „zur Beachtung aller Literaten und Leser“ im „Sturmschritt“ veröffentlicht hatten: mit dem Sammeln und Sichten zur Geschichte der sowjetdeutschen Literatur zu beginnen“ [...]. Alle Literaten, so war's gedacht, sollten „in unterhaltender Weise, sei es in belletristischen Skizzen oder anderer Form, aus ihrem Leben und über ihre schöpferische Tätigkeit berichten, damit es für angehende Dichter und die Nachkommen von Nutzen sei.“ (4) „Wer von uns ahnte damals,“ fügte Kontschak hinzu, „wie alles kommen sollte!“ (5).

Einiges hatte sich aber doch schon getan. 1960 überraschte in Moskau der *Verlag für Fremdsprachige Literatur* die Russlanddeutschen mit einem veritablen Buch. Unter dem freundlich-versöhnlichen Titel *Hand in Hand* präsentiert sich eine Anthologie mit Gedichten und Erzählungen, die zuerst in der Zeitung *Neues Leben* veröffentlicht worden waren, was einen weiteren Zensurdurchlauf ersparte. Es war ein Buch von rund 300 Seiten, mit festem Einband, gedruckt auf gutem Papier – die erste selbständige Publikation seit 1941. Die Auflage beträgt

laut Impressum 150.000 Exemplare. Zum Vergleich: Die Stückzahl von Kontschaks „Begegnungen“, auf schlechtem Papier gedruckt, das schon auf den ersten Blick mit Zerfall droht, wird mit 2500 angegeben. Allerdings ist Dankbarkeit angebracht, weil der Verlag ‚Kaschastan‘ in Alma-Ata den Deutschen Gastrecht mit einem deutschen Lektorat und in geringem Umfang auch Druckmöglichkeiten gewährte.

Den größeren Teil von **Hand in Hand** nimmt Versdichtung ein, **originale** sowjetdeutsche und aus dem Russischen übersetzte, Majakowskij zum Beispiel, den kleineren Kurzprosa und Schwankdichtung in Mundart. – Eröffnet wird der Band mit dem formstrengen „Sowjetdeutschen Sonett“ eines Johannes Weininger:

In das Orchester unserer Poesie
reihet sich die sowjetdeutsche Dichtung ein,
Obzwar ihr Platz noch in den letzten Reih'n,
ist sie ein Teil der großen Symphonie.
[...]
Noch leise klingt der deutschen Harfe Spiel,
es fehlen ihr so manche Saiten [...],
Doch sind die zagen Töne klar und rein...

„...noch in den letzten Reih'n... noch leise klingt...“ Das „Noch“ weist hoffnungsvoll in die Zukunft. Bei den „fehlenden Saiten“ hätte Hugo Wormsbecher bitter aufgelacht: Ja, es fehlen „so manche Saiten“! – Wormsbecher, führender Aktivist in der Wiedergeburtbewegung, verdanken wir zehn Jahrgänge *Heimatliche Weiten* – von 1980 bis 1990 die bedeutendste, durch ihn als Redakteur geprägte ‘dicke‘ Literaturzeitschrift für *Sowjetdeutsche Prosa, Poesie und Publizistik*, in der besonders während der Perestrojka an- und ausgesprochen wurde, was zuvor der Aufarbeitung geharrt hatte.

Zurück zum Sowjetdeutschen Sonett. Es versteht sich, dass in einem Chor nicht falsch gesungen, in einem Orchester nicht falsch gespielt werden darf, und so fügt sich, in Ton und Takt übereinstimmend mit dem Ganzen, harmonisch Vers zu Vers:

Mein Volk hängt innigleich an seinem Staate,
Mit allen Völkern schafft es Hand in Hand:
im Bergwerk steht's, im Wald zu neuen Taten –
Mein sowjetdeutsches Volk in Lenins Hand. (24)

Bergwerk und Wald könnten unangenehme Assoziationen hervorrufen, aber jetzt geht es um neue Taten, wie sie sich am Ende der Chruschtschow-Ära abzeichnen.

In Versen verherrlicht findet sich LENIN. – Völkerfreundschaft versinnbildlichen Iwan und Fritz, und Galja und Tamara, und Dulakai und Mirsa, Mahammad“ (23). Weitere Sujets sind Partei, Raumfahrt, Komsomol. – „Partei – ein Wort von hohem Range, Partei – ein Strom, der nie versiegt. Mit dir ist uns vor niemand bange, denn deine Lehre kämpft und siegt.“ (79)

Hinsichtlich des Sputnik können die Ansichten durchaus geteilt sein: „Steil stieg sie an, die erste der Raketen, die einen Sputnik in den Kosmos trug, begrüßt mit Jubel, Flüchen und Gebeten, begann der Erdtrabant den Jungfernflug.“ (47) – Ein Mitglied des Komsomol, des Kommunistischen Jugendverbands, strotzt vor Arbeitslust: „Von dir wird ein prächtiger Grundstein gelegt. Er heißt Kommunismus und Friede.“ (63)

Reichlich vertreten sind unverfängliche Themen wie Natur, Sport, das traute Heim: „Der Winter hat Ade gesagt, Der Frühling hat begonnen“ (43), oder, im Stil Goethes und alliterierend: „Von Steilen stürzt der Strom sich jährlings nieder (26), Sport: „Dahin, über Felder auf schimmerndem Pfad / Von Schneeschuhen eilig getragen...“ (37), trautes Heim: Mein Eigenheim ist hübsch und hell, hat Raum für Küch' und Kinder...“, 19). Ermöglicht hat dieses Heim ein

„Vorwärtsstreben aller“: es geht nicht ohne Didaktik, ohne einen kleinen Schlenker, der das allgemeine Wohl über das individuelle stellt.

Wiederholt finden sich Loyalitätsbekundungen: „Ich bin wahrlich zu beneiden: Welches Glück kann größer sein? Dieses größte, dieses schönste, dieses beste Land ist mein!“ (42) Oder so: „Wer sollt‘ die Sowjet-Treue uns verleiden? Ob Bonn auch Judas Tränen heut‘ vergießt, wir pfeifen auf den Lockpfiff eines Speidel, auf das ihm teure Bonner Paradies“. (102) Dreißig Jahre später übte dieses Paradies, das schon nicht mehr das Bonner war, eine gewisse Anziehungskraft aus. (General Speidel war am Aufbau der Bundeswehr beteiligt gewesen und Mitbegründer der NATO).

Allen Gedichten, ob hymnisch oder schlicht, wohnt die Erleichterung inne, dem Leben hinter Stacheldraht entronnen zu sein. Sogar das Wort Sibirien scheint seinen Schrecken verloren zu haben und zu bewohnbarer Landschaft geworden zu sein. – Leise und persönlich begegnet die Prosa. Die kurzen Erzählungen sprechen von verfehltem und gelungenem Leben, von Liebe, Trennung durch Krieg, Suchen und Finden, von Wünschen und Zielen und auch von Betrug und Trickereien, dieselben zu erreichen. Deutsche Mitarbeiter des Verlags, darunter Exilautoren wie Franz Leschnitzer, der bis zu seiner Rückkehr in die DDR 1959 sowjetischer Staatsbürger war, dürften – wo nötig – für fehlerloses, etwas glattes Deutsch gesorgt haben; aber sie lesen sich gut, diese einfachen kleinen Geschichten. Es ist nicht wichtig, ob die Texte insgesamt höheren ästhetischen Ansprüchen genügen. Wichtig ist, dass sich Dichter und Schriftsteller *deutscher Sprache* zu Wort meldeten und Lesestoff schufen. Von den russischen Estradendichtern der 60er Jahre, die mit ihren *Performances* Stadien und Fabrikhallen füllten – Evtuschenko, Achmadulina, Wosnesenskij, Rozhdestvenskij, den Gitarrenbarden Wyssotskij, Okudzhawa – , waren diese Texte meilenweit entfernt.

Die Verfasser sind vor allem ältere, noch vor dem Ersten Weltkrieg geborene Autoren, die mit der deutschen Sprache großgeworden waren. Die Zeit des Schweigens, die Jahre 1941-55 mit ihrer Auflösung aller sowjetdeutschen staatlichen und sozialen Einrichtungen, Bildungsgstätten und religiösen Gemeinschaften, hatten zu einem eklatanten Mangel an Deutschkenntnissen geführt. So wird die Anthologie „Hand in Hand“ mit Recht als eine Pionierleistung bezeichnet, für die der Dank der Herausgeberin Anna Gaus gebührt. – Mit einiger Anstrengung kann man im versifizierten *Neujahrsgruß* von Alexander Henning, geboren 1892 in Katharinenstadt an der Wolga, heute Marx, eine Anspielung auf die *Rechtlosigkeit* lesen, unter der die Russlanddeutschen gelitten haben: „Und wenn‘s auf unsrer lieben Erde / noch vielerorts an Recht gebricht, / so sehn wir doch im steten Werden / das morgenhelle Zukunftslicht.“ (41)

Hand in Hand II, eine neue Zusammenstellung ausgewählter Vers- und Prosatexte, folgte 1965, fünf Jahre nach der ersten. Aufmachung und Inhalt unterscheiden sich nicht sonderlich von Buch I. Allerdings fällt der neue Untertitel auf: Während Buch I allgemein „Gedichte und Erzählungen“ sagt, nennt Buch II spezifisch „Gedichte und Erzählungen *sowjetdeutscher Autoren*“. Offensichtlich sind die sowjetdeutschen Literaten von ihrem Platz in den letzten Reih‘n vorgerückt und treten jetzt selbstbewusst auf.

Als 1962 die sowjetische Literaturzeitschrift *Nowyj Mir* Alexander Solzenicyns Erzählung *Ein Tag aus dem Leben des Ivan Denissowitsch* mit den detaillierten Alltagsschilderungen eines Häftlings im GuLag brachte, war das ein Tabubruch. Zehn Jahre später lagen drei Bände *Archipel Gulag* vor, zuerst im Westen, 1990 in der Sowjetunion. – Ein weiteres Tabu brach Anatolij Pristavkin 1981. In seinem autobiografischen Roman *Über Nacht ein goldenes Wölkchen* / *Ночевала тучка золотая* (als Buch 1987) bezeichnete er die Zwangsaussiedlung der Tschetschenen unumwunden als **Deportation** – ein

Buch mit Signalwirkung. Den Russlanddeutschen in der Sowjetunion brennt ihre eigene Geschichte noch bis Ende der 1980er unter den Nägeln.

Politisch und moralisch waren die Sowjetdeutschen per Erlass vom 29. August 1964 vollständig rehabilitiert, aber nach dem schnellen Aufstieg in der Republik war der Verfall umso greifbarer. Die älteren Autoren hatten diesen Prozess lange genug verfolgt – 1965 hielten sie die Zeit für gekommen, zu handeln. Eine Gruppe von ihnen, darunter Autoren, die Mitglieder im Schriftstellerverband der UdSSR waren, stellte im **März 1965** in einem Brief an den Vorstand des Unions-Schriftstellerverbands einen Vergleich auf zwischen dem, was sie einmal gehabt hatten, und dem, was vor Augen war, und legten dar, was sie für erforderlich hielten, um den kulturellen Mißstand zu beheben. Eingangs versichern die Autoren den Adressaten ihrer Loyalität: „Der Patriotismus der Sowjetdeutschen war nie mit Schmach bedeckt. Seit 200 Jahren, seitdem sie eine neue Heimat gefunden haben, haben sie ihr Schicksal mit den Völkern Russlands verbunden und stets ihren vollen Beitrag zur gemeinsamen Sache geleistet. [...] Die Sowjetunion ist unser großes sozialistisches Heimatland und es gibt für die Sowjetdeutschen keine andere.“

Es sind bewegende Worte, jedoch nicht in den Ohren der Partei. Der Brief verschwindet zwar nicht gänzlich in den Schubladen der Bürokraten, seine Inhalte werden aber nur zögerlich umgesetzt. – Schriftstellerseminare? Möglich. Sprachförderung, Verlage, Öffentlichkeitsarbeit? Eventuell später. Nach und nach erkämpfen sich die Sowjetdeutschen vieles von dem, was sie sich gewünscht hatten: 1980 haben sie im kasachischen Temirtau sogar ihr eigenes professionelles Theater, aber **nirgends** eine deutsche Schule.– Briefe, Demonstrationen, persönlich vorgetragene Begründungen für eine Wiederherstellung der staatlichen Unabhängigkeit laufen ins Leere. Zutiefst enttäuscht, laufen schließlich die Deutschen davon.

Das Selbstbewusstsein ist geblieben, das Bewusstsein der Identität ebenfalls. Es sind zwei Wörter, die beides auf eine Formel bringen: **Wir - selbst**. Wir waren dort Deutsche, und wir sind das auch hier, aber auf eine besondere Weise, denn wir und unsere Vorfahren haben 250 Jahre in Russland gelebt. – *Wir selbst* ist der Titel eines Sammelbandes sowjetdeutscher Prosa, den 1968 der Moskauer Verlag Progreß herausbrachte. Ein Vor- oder Nachwort fehlt. Den Anfang machen 40 Seiten aus dem Roman *Wir selbst* von Gerhard **Sawatzky**, dem Hauptwerk des Autors, das 1937 abgeschlossen war, aber nicht mehr verlegt wurde und jahrzehntelang als verschollen galt. Sawatzky war Ende 1938 verhaftet worden und im Lager gestorben. Einige Kapitel aus dem Roman hatte Hugo Wormsbecher, Kämpfer für die Autonomie der Russlanddeutschen, 1984-88 in seinem Almanach *Heimatliche Weiten* zugänglich gemacht. Erst der Gießener Germanist Carsten Gansel begab sich auf Spurensuche und veröffentlichte 2020 Sawatzkys epochales Werk über die Wogarepublik vollständig – in Berlin. Die Edition des Romans und der umfangreiche Anhang haben dazu geführt, dass Nachkommen Sawatzkys für eine Ausstellung im ‚Deutschen Haus‘ in **Tomsk** Briefe und Familienfotos zur Verfügung stellten. – *Wir selbst* steht auf dem Cover des frühen Literaturalmanachs/*Russlanddeutsche Literaturblätter* 1996-98, den der Autorenkreis der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland einmal jährlich in Nürnberg herausgibt. *Wir selbst* steht noch Pate bei Jahrgang 2021 dieses Almanachs, aber mit dem Zusatz: **Im Wandel des Wir`s**.

Die Formel „Wir selbst“ verwischt die jeweiligen Siedlungsgrenzen, innerhalb derer die Russlanddeutschen vor dem Krieg lebten, hebt die Grenzen zwischen Krim- und Kaukasusdeutschen, Ukraine- und Wolgadeutschen auf und betont ihre Schicksalsgemeinschaft. *Wir selbst* ist das, was wir sind und worüber wir schreiben – wohl wissend, dass andere Zeiten andere Kategorien mit sich bringen.

Mit der Auflösung der Sowjetunion und der massenhaften Auswanderung kamen ganz andere Probleme auf. Am Anfang standen die Kollisionen mit einer / den Erwartungen nicht entsprechenden westlichen Welt. – Erzählungen aus den 90er Jahren thematisieren das **Schwanken** zwischen Anpassung und Verweigerung (Melitta Roth, Gesammelte Scherben, 2020; Viktor Funk, Bienenstich, 2017/2023). **Schreibend** kann man sich wehren, kann Widerstand leisten. Das Bedürfnis ist groß, sich in der neuen Umwelt zu verorten und sich zugleich dieser Umwelt zu erklären. Generationenübergreifende Traumata wollen abgearbeitet werden.

Mittlerweile haben wir eine ganze Reihe von Autoren, meist Autorinnen, die **Geschichte** als Familiengeschichte geschrieben, über Generationen erlittenes Leid durch Figuren zum Ausdruck gebracht haben – überzeugend in Komposition, Sprache und Stil. – Spontan ist mir dazu Irene Langemanns „Gedächtnis der Töchter“ (2023) eingefallen, von Eleonora Hummel „Die Wandelbaren“, womit sowohl die Schauspieler des deutschen Theaters in Temirtau als auch die nach Deutschland Übersiedelten gemeint sind, die über eine unerschöpfliche Erfindungsgabe verfügen. Lena Klassens Buch „Himmel, Hölle, Welt“ (2001) stellt die Fremdheit zwischen Mennoniten und Hiesigen dar und den Versuch der Hauptfigur, sich von den Zwängen, den zahlreichen Gemeinderegeln der Konfession zu befreien, **ohne** die Konfession selbst aufzugeben. Der Westen stellt eine Herausforderung dar: Freiheit, die von der Jugend erwartet wird. Gläubige Mennoniten, die mit der Vorstellung ausgewandert sind, ihr abgekapseltes Leben wie in Russland weiterführen zu können, sehen sich in im Konflikt mit **Himmel, Hölle, Welt**. Von den Autorinnen russlanddeutscher Herkunft stammen mehrere aus mennonitischen Familien; sie haben ihren Emanzipationsprozess hinter sich; ihre Bücher sind jetzt Teil der deutschen Literatur, nicht auslandsdeutsch, nicht „russlanddeutsch“ (außer wegen der Herkunft der Autoren und der Thematik), sondern **deutsch**.

Wer noch keine dieser Erzählungen, keinen dieser Roman gelesen hat,
fängt vielleicht morgen an. (Dank an die Zuhörer)

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Geduld.